

5. DER ZUCKERSCHLECKER

1 Vorinformation

Christine Nöstlinger (1936), preisgekrönte österr. Autorin, wohnt in Wien

Autobiografischer Text, d. h. ...

Österr. Ausdrücke: Zuckerschlecker, Häferl, Sterbekammerl

Zuckerschlecker berndt.? Schläckstängu

Zucherschlecker hochdt.? Lutscher

2 Leseauftrag

Gruppenweise pro Seite mind. 2 Fragen notieren

3 Fragen besprechen

4 Markierten Text verteilen für GA

(LP teilt Text in Leseportionen auf)

Gruppe sucht pro markierte Stelle mögliche Erklärungen

→ in Klasse besprechen

5 GA für Teilbereich

Geogr. Infos, zeitgesch. Infos (u. a. Jg. Autorin!), Figuren aufschreiben

→ Infos auflisten, in Klasse besprechen

6 Jeder Schüler liest den ganzen Text nochmals in Ruhe

7 GA Gestaltungsmöglichkeiten sammeln

für Orte, Zeitleiste, Beziehungsnetz

(aus wessen Sicht? Hier: aus kindl. Sicht)

8 GA Gestaltungsmöglichkeiten sammeln und diskutieren

9 Geogr. Übersicht und Zeitleiste grossformatig gestalten

(evtl. GA Hausaufgabe)

10 Jedes Leseteam markiert in gemeinsamer geogr. Übersicht und Zeitleiste für die Kurzpräsentation seines Buches Handlungsorte und Zeitgeschehen

Pro Leseteam entsteht ein individuelles, übersichtliches Beziehungsnetz

Zuckerschlecker

Wenn man von der Zeit schreiben will, in der man ein Kind war, muss man vorsichtig sein, weil schwer auseinander zu halten ist, an was man sich wirklich erinnert, was einem andere erzählt haben und was man seither aus seinen Erinnerungen gemacht hat. Da gibt es in meiner Erinnerung - zum Beispiel - einen grasgrünen, runden Zuckerschlecker an einem dünnen, weissen Holzstiel und dazu gehört noch ein gelbes Porzellanhäferl, auf das ein brauner Teddybär gemalt war, und ein Stück Lochstickereispitze mit glänzendem, weinrotem Stoff dahinter; aber der grasgrüne Schlecker ist das Wichtigste an der Erinnerung, er macht sie gut und warm.

Man hat mir erzählt, dass das der erste Zuckerschlecker gewesen ist, den ich in meinem Leben bekommen habe. Ich war damals acht Jahre alt. Es muss zeitig in der Früh gewesen sein, denn in dem gelben Häferl mit dem Teddybären war Kakao, und Kakao habe ich nur zum Frühstück getrunken. Ich muss im Bett meiner Grossmutter gesessen sein, denn nur das Bettzeug meiner Grossmutter war mit glänzendem, weinrotem Stoff überzogen.

Aber die Geschichte, an deren Ende ein grasgrüner, runder Zuckerschlecker in meiner Hand ist, gehört nicht zu meiner Erinnerung, die hat man mir erzählt. Ich erinnere mich nur an meine weinende Mutter. Beim Küchentisch ist sie immer gesessen, den Kopf hat sie auf der Tischplatte liegen gehabt und weil sie sehr stark geweint hat, haben ihre Schultern gezuckt. Oft ist mein Grossvater neben ihr gestanden und hat ihr eine Hand auf die zuckende Schulter gelegt und hat gesagt: »Solang sie ihn nicht als vermisst melden, brauchst noch nicht weinen.« Meine Mutter weinte, weil mein Vater in Russland war und weil seit vielen Wochen weder ein Brief noch eine Feldpostkarte von ihm gekommen war. Sie glaubte, mein Vater sei längst tot. »Ja, warum soll er denn tot sein?«, hat mein Grossvater einmal gefragt, um meine Mutter zu trösten. Da hat meine Mutter geschrien: »Ja, warum soll er denn nicht tot sein? Der Scheiss-Krieg ist ja zum Sterben da!«

Dann kam ein Brief, aber nicht von meinem Vater, sondern von einer Wehrmachtsstelle. Meine Mutter sass eine Stunde lang vor dem verschlossenen Brief, sie machte ihn nicht auf. Sie hatte Angst. Sie dachte, in dem Brief steht, dass der Unteroffizier Walter Göth für Führer und Vaterland an der russischen Front gefallen sei. Mein Grossvater machte dann den Brief auf. In dem Brief stand, dass der Unteroffizier Walter Göth schwer verwundet und mit einer Lungenentzündung in Warschau im Lazarett liegt.

Meine Mutter hat einen Bruder, der ist schon als ganz junger Bursch ein Nazi geworden; als die Nazis noch längst nicht an der Macht waren, als die Nazi-Partei noch verboten war. Dieser Bruder war damals bei der SS und sass in Berlin und war ein ziemlich wichtiger Mann im Führerhauptquartier. Meine Mutter rief ihren Bruder an und er verschaffte ihr die Erlaubnis, nach Warschau zu fahren, um meinen Vater zu besuchen.

Mein Grossvater hat gesagt: »Da ist der verdammte Sauhund von einem Nazi wenigstens einmal zu was gut!« Mein Vater war sterbenskrank. Sein Bett stand in einem kleinen Zimmer, das die Leute im Lazarett »das Sterbekammerl« nannten. Dorthin schoben die Krankenschwestern die Betten der Soldaten, von denen sie meinten, dass sie in den nächsten Stunden sicher sterben würden. Sie wollten den anderen Soldaten in den Krankenzimmern den Anblick der toten Soldaten ersparen. »Wenn alle paar Stunden einer im Zimmer stirbt«, sagten die Krankenschwestern, »dann werden die anderen überhaupt nicht gesund.« Sie sagten: »Ans Sterben muss man sich langsam gewöhnen!«

Die Ärzte und die Krankenschwestern im Lazarett waren ans Sterben gewöhnt. Sie amputierten Tag und Nacht zerschossene Beine und Arme, sie flickten aufgerissene Bäuche, sie operierten Granatsplitter aus Fleisch und Knochen, sie spritzten Morphium, wenn einer allzu laut vor Schmerzen brüllte. Und jeden Tag kamen neue sterbenskranke Soldaten von der Front angeliefert und jede Nacht starb die Hälfte von ihnen. Meinen Vater rechneten sie zu der Hälfte, die sterben musste.

Aber dann erhielt der Chefarzt vom Lazarett einen Anruf aus Berlin, aus dem Führerhauptquartier. Ich weiss nicht, was der Bruder meiner Mutter dem Chefarzt alles sagte, jedenfalls verlangte er einen täglichen telefonischen Bericht über das Befinden des Unteroffiziers Walter Göth an das Führerhauptquartier und mein Vater war plötzlich eine sehr wichtige Person. Sie rollten ihn wieder aus dem Sterbekammerl heraus. Einer, über den das Führerhauptquartier täglich Meldungen haben wollte, der durfte einfach nicht krepieren. Und als mein Vater trotz aller Fürsorge vom Chefarzt und den Oberärzten und den Krankenschwestern zu krepieren drohte, da ordnete der Chefarzt, der nicht viel von Lungenentzündungen verstand, weil er Facharzt für Urologie war, das Äusserste an: Er liess einen Arzt aus dem Getto holen. Im Getto waren die Juden, die noch nicht vergast worden waren. Um das Getto herum war viel Stacheldraht und da waren auch Wachtürme in regelmässigen Abständen. Auf denen sassen deutsche Soldaten, die schossen jeden Juden tot, der aus dem Getto fliehen wollte.

Ein deutsches Wehrmachtsauto holte nun jeden Vormittag den jüdischen Arzt, der früher ein berühmter Lungenspezialist gewesen war, aus dem Getto und brachte ihn zu meinem Vater. Mein Vater hatte sehr hohes Fieber. So viel Fieber, dass man es auf dem Fieberthermometer nicht messen konnte, weil das Quecksilber das ganze Glasröhrchen ausfüllte. Mein Vater erinnert sich an den jüdischen Arzt nur wie an ein Stück von einem Fiebertraum: ein weisses Krankenzimmer, ein graues Hitlerbild an der Wand, über ihn gebeugt, ein alter, sehr dürrer Mann mit einem weissen Bart und einem schwarzen, zerfetzten Mantel, auf dessen einem Ärmel ein Judenstern war. Der jüdische Arzt redete auch nicht mit meinem Vater. Vielleicht konnte er nicht Deutsch. Vielleicht wollte er mit einem deutschen Soldaten nicht reden. Er schmierte meinem Vater die Brust und den Rücken mit einer heissen Salbe ein und legte ihm flache Kissen, mit merkwürdig riechenden Kräutern gefüllt, auf die Brust. Wenn er bei meinem Vater war, durfte kein anderer Arzt und keine Krankenschwester im Zimmer sein.

Mein Vater wurde wieder gesund. So gesund, wie man werden kann, wenn sechsvierzig Granatsplitter die Beinhaut der Knochen verletzt haben und das Herz nicht mehr richtig schlägt.

Eine Krankenschwester erzählte meinem Vater, dass der Chefarzt dem jüdischen Arzt das Erschiessen angedroht hatte für den Fall, dass er meinen Vater nicht vom Sterben abhält. Vielleicht hat der jüdische Arzt meinen Vater nur deshalb gesund gemacht. Andererseits hat der jüdische Arzt sicher gewusst, dass ihn die Deutschen demnächst ohnehin umbringen. Aber niemand kann wissen, wozu man sich zwingen lässt, um ein paar Wochen länger am Leben zu sein. Auch wenn das ein Leben hinter Stacheldraht, in Dreck und Hunger ist.

Angeblich redete mein Vater damals in den Fieberträumen wirr. »Saunazi« und »Scheisshitler« rief er laut und schlug dabei wild mit den Armen herum. Meine Mutter, die neben seinem Bett sass, redete dann ganz laut auf ihn ein, obwohl sie wusste, dass keines ihrer Worte in seine Fieberträume eindrang. Sie redete so laut, damit niemand hörte, was mein Vater sagte. Sie konnte ja nicht wissen, wer im Lazarett ein böser Nazi war. Dass jemand wegen »Scheisshitler« und »Saunazi« angezeigt und verurteilt wird, war damals leicht möglich.

Meinen Vater plagte es, dass ihn der jüdische Arzt wahrscheinlich für einen grossen Nazi gehalten hat. Für einen, der gern Russen und Polen umbringt und Juden besonders gerne. Für einen, der grinsend an Gettos vorbeigeht.

»Aber Scheisshitler muss er verstanden haben«, sagt mein Vater manchmal. »Wenn ich wirklich dauernd Scheisshitler gebrüllt habe, dann hat er das verstanden. Das hat damals jeder verstanden!« So tröstet sich mein Vater. Er hatte ja keine Gelegenheit mehr, dem jüdischen Arzt zu danken und mit ihm zu reden, denn als das Fieber endlich sank, als das, was die Ärzte »Krisis« nennen, vorüber war, kam der jüdische Arzt nicht mehr.

Meine Mutter, die jeden Vormittag den Besuch des jüdischen Arztes vor dem Krankenzimmer abwartete, konnte mit ihm auch nicht reden, denn vor der Krankenzimmertür warteten zwei Soldaten mit Maschinenpistolen, die führten den Professor, wenn er aus dem Zimmer meines Vaters kam, weg. Meine Mutter brachte es nicht fertig, die Soldaten zu bitten, ein bisschen zu warten, den Professor nicht gleich am Ärmel zu packen, ihn nicht gleich wegzuführen. Sie wollte kein Wort mit den Soldaten reden, weil sie voll Hass und voll hilfloser Wut auf die zwei Soldaten war. Und sie schämte sich vor dem Professor. Sie sagt, ein paar Mal, wie man ihn an ihr vorbeigeführt hat, hat er sie angeschaut, als ob er sie anspucken wollte. Sie sagt, man kann überhaupt nicht beschreiben, wie ihr zumute war. Froh war sie, dass es meinem Vater von Tag zu Tag besser ging, aber aus den anderen Zimmern wurden die Soldaten in das Sterbekammerl gefahren. Und keiner holte sie wieder heraus. Meine Mutter sagt, sie fühlte sich schuldig. Weil sie und mein Vater Ausnahmen waren. Keine andere Frau sass bei ihrem kranken Mann. Kein anderer Soldat hatte einen jüdischen Arzt, der ein berühmter Spezialist gewesen war.

Als meine Mutter zehn Tage in Warschau war, war ihre Aufenthaltsgenehmigung abgelaufen. Sie hätte mit ihrem Bruder telefonieren können, dass er die Aufenthaltsgenehmigung verlängern lässt, aber sie tat es nicht. Sie fuhr nach Hause. Am Bahnhof, bevor sie in den Zug stieg, kaufte sie für mich - um zwei Zuckermarken und zwanzig Pfennig - den grasgrünen, runden Zuckerschlecker an dem dünnen weissen Stiel.

Meine Mutter brauchte vier Tage, bis sie in Wien war, weil die Eisenbahnschienen an vielen Stellen von Bomben zerstört waren, und manchmal gab es dort, wo die Lokomotive Kohlen bekommen sollte, keine Kohlen. Ausserdem fuhr der Zug sehr langsam. Viel zu viele Waggons mit verwundeten Soldaten, die nach Deutschland zurückgebracht werden sollten, waren an der Lokomotive dran. Und oft blieb der Zug irgendwo stehen und stand dort stundenlang und keiner wusste, warum das so war.

Meine Mutter kam sehr früh am Morgen in Wien an. Sie ging vom Bahnhof zu Fuss nach Hause. Bomben hatten auch in Wien die Strassenbahnschienen zerstört. Als sie kam, sass ich im Bett meiner Grossmutter, zugedeckt mit der Steppdecke mit der Lochstickerei und trank den Kakao aus dem gelben Häferl mit dem braunen Teddybären. Meine Mutter erzählte dem Grossvater und der Grossmutter von Warschau und von meinem Vater. Und sie redete laut, weil meine Grossmutter schwerhörig war. Ganz gewiss habe ich alles gehört und ganz gewiss habe ich auch alles verstanden, von den Juden, die im Getto verhungerten oder vergast wurden, von den Soldaten, denen die Beine fehlten und manchmal die Arme auch, von den sechsundvierzig Granatsplittern in meinem Vater drinnen, von seinem Herzleiden und vom jüdischen Professor im zerlumpte Mantel mit dem gelben Stern.

Ich hielt das weisse Staberl vom Zuckerschlecker so fest umklammert, dass mir die Finger wehtaten, und ich dachte: Aber sie haben dort Zuckerschlecker! Grasgrüne Zuckerschlecker! Wenn sie dort Zuckerschlecker haben, dann kann es doch nicht so arg sein! Wenn sie dort Zuckerschlecker haben, dann muss es denen doch auch irgendwie gut gehen!

Ich habe mir das lange vorgesagt und in der Schule nachher habe ich es auch den anderen vorgesagt. Der Kern-Margit, deren Vater über Afrika abgestürzt war, der Mader-Irmi, deren Vater vermisst war, der John-Hansi, deren Vater in Gefangenschaft war, und der Meisl-Erika, deren Vater seit Monaten nicht mehr geschrieben hatte. Ich habe ihnen den Schlecker gezeigt und ich habe sie einmal schlecken lassen und ich habe gesagt: »Der ist von dort, wo mein Vater ist! Dort gibt es Zuckerschlecker! Alle Geschäfte sind dort voll Zuckerschlecker!«

Das war nämlich damals eine Zeit, in der man niemanden zum Trösten hatte. Da musste man sich selber trösten mit einem Zuckerschlecker.

Das ist

.....
Sammle alles, was du über deine Figur in Erfahrung bringst.

Geburtsjahr _____

Alter _____

Nationalität _____

familiäre Situation _____

Religion _____

Aussehen _____

Wesensart _____

Zitate aus dem Buch

Diese zwei Sätze haben mich besonders beeindruckt.

Seite

.....

.....

Seite

.....

.....

Vorname _____ Name _____ Klasse _____

Autorin/Autor _____

Titel _____

LESEPROTOKOLL

W ä h r e n d der Lektüre notierst du,

W A N N und **W O** die Geschichte spielt,

das **ZEITGESCHEHEN**, d. h. die geschichtlichen Ereignisse,
(evtl. nachschlagen),

Informationen zu einer **HAUPTFIGUR**,

zwei **SÄTZE**, die dich besonders beeindrucken.

N a c h der Lektüre notierst du

drei wichtige **HANDELUNGSSCHRITTE** der Geschichte.

Beginne die Sätze jeweils mit dem Namen deiner Figur.

die eindrucklichste **SZENE** in drei Sätzen

eine Frage an eine der Figuren, überlege dir auch mögliche Antworten

Die eindrucklichste Szene in drei Sätzen:

.....
.....
.....
.....
.....
.....
.....

Meine Frage an

Mögliche Antworten
.....
.....
.....
.....
.....
.....

WANN	WAS	WO (= ZEITGESCHEHEN)	HANDLUNGSSCHRITTE